



MEINE SUE ELLEN

Schwarzes Gold, Rinderherden, gläserne Bürotürme. Eine Ranch, über der immer die Sonne scheint. Ein Fiesling als Held. Und seine Frau, die langsam, aber unaufhaltsam aus seinem Schatten tritt. Steffi Kammerer über „Dallas“

Als „Dallas“ nach Deutschland kam, im Juni 1981, durfte ich es nicht sehen. Dass damals die ganze Welt im Ewing-Fieber war, machte die texanische Saga für meine Eltern bloß verdächtiger. Sie bildeten sich etwas darauf ein, nur einen briefmarkengroßen Schwarz-Weiß-Fernseher zu haben und mehr noch darauf, dass er meist ausgeschaltet blieb. „Dallas“, das stand für sie fest, war Schund, klarer Fall, und zwar lange bevor Frankreichs Kulturminister Jack Lang die Erfolgsserie als Symbol für amerikanischen Kulturimperialismus beschimpfte.

Sehnsüchtig schaute ich auf all die bläulich schimmernden Wohnzimmerfenster unserer Straße, jeden Dienstag, wenn „Dallas“ um viertel vor zehn im Ersten lief und sich die Bundesrepublik vor dem Fernseher versammelte. Umso großartiger, wenn meine Eltern abends eingeladen waren und wir Kinder heimlich bei den Nachbarn schauen konnten, bei denen es einen ordentlich großen Bildschirm gab und noch größere Schnitzel dazu (kein Vergleich natürlich zu den XXL-Steaks der Ewings, aber immerhin).

Ich fand alles an „Dallas“ herrlich. Es ging mit der unerreichten Titelmusik los. Dada, dada, dadadadadada, dazu galoppierende Rinderherden und gläserne Bürotürme, der Highway, auf dem man durch Brachland auf die Stadt zuraste, dann der Schwenk über endlose Weiden auf das blütenweiße Haus, in dem sich die drei Generationen Ewing an die Gurgel gingen.

So begann meine frühe Liebe zu Amerika. Zu Männern mit breiten Hüten, einfachen Namen und großen Plänen. Und zu Frauen, die so viel mehr glitzerten, als alle, die ich bis dahin kannte. Und glitzern mussten sie, denn eigentlich, so viel verstand ich als Elfjährige, ging es ja in „Dallas“ um Öl und dicke Geschäfte, also um Männersachen. Die Frauen mussten sich etwas einfallen lassen.

Mich interessierten von den Southfork-Damen vor allem zwei: die dralle Lucy, kaum älter als ich, die ich um ihre viel zu enge und zu kurze Garderobe beneidete. Und natürlich Sue Ellen, die Frau des Chefs, ein trophywife allererster Sorte mit einem unerschöpflichen Reservoir an Schulterpolstern, Lipgloss und falschen Wimpern, Pelz und goldenen Kleidern. Ihr Ausschnitt meist sündhaft tief, die Haare toupiert. Ich sah in meinen frühen Teenagerjahren entsprechend verwegen aus – kaum, dass ich morgens das Haus verlassen und meine Haare auf dem Weg zum Schulbus zu wildem Gestrüpp toupiert hatte.

Sue Ellen war mal Schönheitskönigin gewesen, Miss Texas. So hatte sie JR überhaupt kennengelernt, er war Juror des Wettbewerbs, das Kräfteverhältnis der beiden also schon immer klar. Und sie sah wirklich großartig aus, makellos noch am Abgrund. Im Innern war sie ratlos, jedenfalls in den frühen Jahren, immer auf der Suche nach Anerkennung, eine texanische Version von Lady Di; nur wurde Sue Ellen in ihrem Goldkäfig nicht bulimisch, sie trank. JR hat Affären, sie leidet und fordert, er solle sich ändern. Er sagt, niemals, sie greift zum Glas. In zig Episoden wird diese Szene variiert, die Zuschauer wurden es aus irgendeinem Grund nicht müde, Woche für Woche, Jahr um Jahr.

„Na, bei welcher Schlampe warst du heute Nacht?“, fragt sie.

Er: „Wer auch immer es ist, sie ist interessanter, als die Schlampe, die ich gerade ansehe.“

Es sind Unterhaltungen, wie sie Elizabeth Taylor und Richard Burton geführt haben und in denen sich wohl mehr Paare wiedererkennen, als man glauben möchte.

„Dallas“ ist eine Welt ohne Grautöne, Gut und Böse sind klar umrissen, die Reaktionen erwartbar. Und am Ende einer jeden Episode: Der Killer-Smile des habgierigen JR und die Vorfreude auf neue Niedrigkeiten. Ver-

gleicht man „Dallas“ mit heutigen Serien, etwa dem wirklich bösen und raffinierten „House of Cards“, ist es sterbenslangweilig. Aber das sah ich damals natürlich nicht, so wenig wie mir auffiel, dass echte Ölmagnaten auf der überschaubaren Ewing-Ranch höchstens Personal unterbringen würden. Doch um Realismus ging es in „Dallas“ nicht. Außer in den ersten Folgen war nie ein Wölkchen am Himmel zu sehen, immer schien auf Southfork die Sonne. Wurde Sue Ellen nachts wach, weil das Baby schrie, war sie frisiert und geschminkt, als wollte sie zum Opernball. Selbst der Tod war nicht endgültig. Als Bobby 1985 bei einem Autounfall starb, ließ man ihn ein Jahr später wieder auferstehen – sein Fehlen hatte der Serie geschadet, die Quoten waren im Keller. Es wurde einfach so getan, als habe seine Frau Pamela – natürlich, dummes Ding – seinen Tod nur geträumt.

Im Rückblick ist unvorstellbar, wie sehr „Dallas“ damals die Öffentlichkeit bewegte, die Boulevardpresse behandelte jeden Zickenkrieg am Rande des Rodeos als Breaking News – und das obwohl die Serie, als sie bei uns lief, in den USA schon drei Jahre alt war, die Amerikaner schon einen ganzen Sommer lang gerätselt hatten, wer JR erschossen hatte. Ab 1983 schickte das ZDF Mittwochs „Der Denver-Clan“ ins Rennen, „Dallas“ oder „Denver“ wurde zur großen Glaubensfrage der Achtzigerjahre. Mich haben die Carringtons nie interessiert, Alexis war mir zu kalt, die Kulissen zu überkandidelt. Und auch „Dallas“ hielt ich bald nur noch sporadisch die Treue, als Teenie hatte ich eigene Dramen genug. Doch das war das Gute am simplen Muster der Serie: man konnte locker mal ein Jahr aussteigen und war sofort wieder drin. Dann fiel die Berliner Mauer und „Dallas“ lief immer noch, es hatte etwas sehr Beruhigendes.

Sue Ellen trinkt nie diskret, ihre Sucht wird in „Dallas“ zelebriert: Sie stürzt Treppen runter, säuft mit Pennern, torkelt an Strichern vorbei, das Gesicht voller Schrammen. Und weil sie Sue Ellen Ewing ist, kann sie auch das: gleichzeitig einen Flachmann kippen und im Handspiegel ihr Make-up checken.

Wirkliches Opfer ist Sue Ellen nie, dafür hat sie sich immer zu viel einfallen lassen, sie ist eine Kämpferin. Als sie partout nicht schwanger wird, ihre Pflicht also nicht erfüllt, macht sie sich kurzerhand auf, ein Baby auf

dem Schwarzmarkt zu kaufen – Geld hatte sie schließlich genug. JR vereitelt den Plan, sie fügt sich.

Als sie viele Jahre später endlich schwanger wird, ist sie ihrem Mann bereits ebenbürtiger. Als er schlussfolgert, das Baby könne wohl nicht von ihm sein, bleibt sie cool. Erwidert nur, es gäbe durchaus die Möglichkeit. „Und wenn nicht, wirst du damit leben müssen.“ Was er denn sonst seinem Vater sagen wolle? Und erst den Jungs im Club? Sie lächelt listig – sie weiß, sie hat nun Macht, sie ist der Schlüssel zur Zukunft, zum ersehnten Ewing-Erben.

Sue Ellen trinkt auch und gerade als sie schwanger ist und zwar Unmengen. Oder sie genehmigt sich einen Schluck hinterm Steuer, in der heutigen Fernsehlandschaft alles undenkbar. Wo Sue Ellen ist, ist Drama, meisterlich kann sie ihre Mundwinkel zucken und beben lassen, aber sie zetert nicht, lieber schmeißt sie JR Gläser, ganze Flaschen und Derbheiten an den Kopf, sie scheuert ihm auch schon mal eine vor versammelter Mannschaft, beim glanzvollen Ball der Ölbarone.

Sie liebt sein Geld natürlich, aber die einfache Wahrheit ist, sie liebt JR, er kann sie noch so betrügen, sie versucht, ihn im Negligee zu verführen. Wenn sie sich andere Männer sucht, dann, um sich an ihm zu rächen. Wieder und wieder lässt sie sich von ihm rumkriegen. Sie verlässt ihn und kommt doch immer wieder.

Viel später, auf sogenannten glamourösen Veranstaltungen, traf ich diese Frau oft wieder, am Arm eines Erfolgsmannes. Meist sah sie nicht ganz so gut aus wie Sue Ellen, aber das öde Unglück unter teurem Make-up, das kannte ich seit „Dallas“ – genauso die Unverfrorenheit, mit der ihre Ehemänner sich nach Folge-Modellen umschaute, während die Sue Ellens tapfer so tun, als merkten sie es nicht.

Auch der eigenartige Sex-Appeal des Arschloch-Mannes ist mir seit „Dallas“ vertraut. Bobby Ewing war netter als sein großer Bruder, viele fanden, er sah besser aus – aber gegen JR hatte der langweilige Bobby keine Chance. Denn JR konnte ekelhaft sein aber auch äußerst charmant, eine leider unwiderstehliche Kombination. Vielleicht ist dies der Grund für die große Beliebtheit von Sue Ellen. So viele Frauen auf der ganzen Welt litten mit ihr. Weil sie genau wussten, weshalb sie blieb.

Linda Gray, die für ihre Darstellung der Sue Ellen zweimal für den Golden Globe nominiert war, sagte einmal, diese sei das „Ur-Desperate Housewife“ gewesen. Gray hat gegen das Frauenbild, das im „Dallas“-Drehbuch stand, zunehmend rebelliert. Einem Journalisten des Guardian erzählte sie, wie sie sich in der Endphase ihres Vertrages fühlte: „Mir reichte es. Die Leute schwirrten um mich wie ein Schwarm Mücken. Mit Puder, Lipgloss und Haarspray. Es dauerte zwei Stunden Sue Ellen zu präparieren. Zehn Jahre ging das so, ich dachte, ich würde verrückt. Eines Tages schnitt ich meine Haare ab. Die Produzenten rasteten total aus. Ich sagte ihnen, ich mache ein Statement, für mich und andere Frauen. Es war sehr befreiend – und plötzlich brauchte ich nur noch zwanzig Minuten, bis ich hergerichtet war.“

Als Gray und ihre Sue Ellen sich nach elf Jahren von „Dallas“ verabschiedeten, hat die Figur eine beachtliche Wandlung vollzogen – vom dekorativen Anhängsel zur gewieften Strippenzieherin. Auch im wahren Leben hatte Linda Gray sich durchgesetzt: Sie durfte in einer Folge von „Dallas“ Regie führen, so wie ihr Co-Star Larry Hagman es mehrfach getan hat. Ein schwieriges Vorhaben, das erst gelang, nachdem Hagman den Produzenten drohte, sonst auszusteigen. Vorher hatten die sich geweigert, mit der Begründung, dann wollten womöglich alle anderen weiblichen Darsteller auch auf den Regiestuhl.

Vor allem hatte Linda Gray durchgesetzt, dass Sue Ellens Endlosschleife aus Affären und Alkohol endete. Die Sue Ellen der späten Jahre ist eine starke Frau, sie hat ihre größte Rivalin elegant aus dem Weg befördert und führt ein erfolgreiches Unternehmen. Sie besteht auf getrennten Schlafzimmern, fällt über JR her, wenn ihr danach ist, um dann wieder zu verschwinden. Er liegt im Bett und jammert empört: „Du kannst doch nicht hier reinkommen und mich wie einen Deckhengst benutzen.“ Doch, kann sie offenbar. Und später verlässt sie ihn ganz und geht zu einem andern Mann nach England.

Als ihr Geschäftspartner versucht, sie unter Druck zu setzen, und sagt, ihm gehörten schließlich noch zehn Prozent der Firma, da lächelt sie mild:

„Zehn Prozent zu viel.“

Was das heiÙe, fragt er.

Sie: „Dass ich Sie rauskaufe.“

Er: „Sie begehen Selbstmord. Sie werden untergehen ohne mich“, brüllt er, „sie sind unbedeutend.“

Ein gutes Jahr später kommt er und fragt nach einem Job, sie geleitet ihn mit Siegerlächeln zur Tür: „Ich bin dankbar, dass ich durch Sie begriffen habe, nie wieder unbedeutend zu sein.“

Als „Dallas“ 2012 wiederaufgelegt wurde, war es nur konsequent, dass die Sue Ellen von heute eine Powerfrau ist, eine bestens vernetzte Strategin. Als sie die Wahl zur Gouverneurin von Texas verliert, kommt ihr alter Ehemann JR und sagt mit liebevollem Blick, wie sehr er sie bewundere.

Linda Gray und Larry Hagman waren im wahren Leben enge Freunde. Als er im November 2012 in einem Krankenhaus in Dallas (wirklich) starb, war sie noch tags zuvor bei ihm. Und Sue Ellen? Die greift zum ersten Mal seit Jahren wieder zur Flasche, jetzt dann doch. Betrunkener steht sie am Grab von JR und weint: „Du warst die Liebe meines Lebens.“

Vor gut zehn Jahren habe ich Larry Hagman einmal getroffen. Zum Interview an einem Berliner Winterabend. Von Fiesling keine Spur (ich glaube, dieses Wort ist eigens für ihn erfunden worden), Hagman war ein ausgesprochen feinfühlig, spiritueller Mensch, der sich selbst nicht zu wichtig nahm. Er hatte seine Frau mitgebracht, wir sprachen über die Flitterwochen, die sie 1954 ausgerechnet in Garmisch-Partenkirchen verbracht hatten. Ich erinnere mich vor allem, dass wir viel gelacht haben. Hagman erzählte, wie einmal ein alter Rumäne zu ihm kam, mit Tränen in den Augen und sagte: „JR, Sie haben mein Land gerettet.“ Er erklärte Hagman, dass Ceausescu „Dallas“ zeigen ließ, um zu demonstrieren, wie korrupt Amerika sei. Aber der Plan ging nach hinten los, denn die Rumänen seien verrückt gewesen nach den Ewings. „Und sie haben gefragt, warum haben wir das alles nicht? Also haben sie ihn genommen und erschossen“, fasste Hagmann zusammen. Ob er stolz sei auf seine weltpolitische Rolle, fragte ich. Und dann antwortete er sehr amerikanisch selbstbewusst: „Ja schon. Irgendeinen Anteil werde ich schon gehabt haben.“ Und vermutlich hatte er damit sogar Recht.